

CATHERINE LAW

STERNE
ÜBER DUNKLEN
WEGEN

ROMAN



Weltbild

Sterne über dunklen Wegen

Die Autorin

Catherine Law war schon ein Schreibprofi, als es noch manuelle Schreibmaschinen und Durchschlagpapier gab: als Sekretärin bei der BBC und später als Journalistin. Geschichten ausgedacht und aufgeschrieben hat sie aber schon seit ihrer Kindheit. 2016, nachdem auch ihr dritter Roman ein echter Erfolg wurde, beschloss sie, sich ganz auf ihre Arbeit als Schriftstellerin zu konzentrieren. Heute lebt sie in Margate an der englischen Kanalküste.

Mehr über die Autorin unter www.catherinelaw.co.uk

Catherine Law

Sterne über dunklen Wegen

Roman

Aus dem Englischen
von Annette Nau

Weltbild

Die englische Originalausgabe erschien 2016 unter dem Titel *Map of Stars* bei
Bonnier Publishing Fiction.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.weltbild.de

Copyright der Originalausgabe © 2016 by Catherine Law
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2018 by Weltbild GmbH & Co. KG,
Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg
Übersetzung: Annette Nau
Koordination, Bearbeitung & Redaktion: usb bücherbüro, Friedberg/Bay
Umschlaggestaltung: Johannes Frick, Neusäß
Umschlagmotiv: © Johannes Frick unter Verwendung von Motiven von Arcangel
Images (© Ildiko Neer) und Shutterstock (© Dafinka, © Jiri Flogel)
Satz: Datagroup int. SRL, Timisoara
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in the EU
ISBN 978-3-95973-690-9

2021 2020 2019 2018
Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Ausgabe an.

Für Celeste

Prolog

Juli 1967

Die zarte, leicht geöffnete Rosenblüte in Elizas gewölbter Hand duftete so süß wie Buttercreme. Die Blütenblätter waren taufeucht, beinahe farblos, und erinnerten sie an das durchscheinende Rosa der Wangen und winzigen Fingernägel ihrer neugeborenen Tochter.

Der Gedanke an Stellas Geburt vor fünfundzwanzig Jahren brachte sie völlig aus dem Konzept. Die Geburt ihres Kindes hätte das Ende all dessen sein sollen, was davor geschehen war, der Scheidepunkt zwischen Vergangenheit und Zukunft. In dem Ausnahmezustand, in dem sie sich nach Stellas Ankunft befunden hatte, in dem Moment, als der Arzt die Nabelschnur gekappt und ihr das wimmernde Baby in die Arme gelegt hatte, hatte sie es tatsächlich für möglich gehalten. Viel stärker aber als dieses Gefühl, viel stärker als ihre Erschöpfung und die unvorstellbaren Schmerzen, die sie gelitten hatte, war das überwältigende Staunen über die Zerbrechlichkeit des neuen Lebens, das aus ihrem Körper hervorgegangen war. Ihr Vorsatz hatte sich bald schon in Luft aufgelöst; es würde niemals so sein. Denn zweieinhalb Jahrzehnte später verfolgten die Vergangenheit und ihre Schuldgefühle sie immer noch auf Schritt und Tritt und tippten ihr bei jeder Gelegenheit von hinten auf die Schulter.

Sie stand im Garten neben den üppigen Rosensträuchern, die ihre Schwiegermutter im Alter noch gepflanzt

und gepflegt hatte, und betrachtete das Haus, in dem sie lebte. Die elisabethanischen Schornsteine und Giebel von Forstall Manor, die im strahlenden Licht dieses Sommermittags schimmerten und leuchteten, und die fest im Boden verankerten Fachwerkmauern schenkten ihr ein beruhigendes Gefühl. Das Haus sah genauso aus wie vor vierhundert Jahren und steckte voller Geheimnisse, hatte so vieles gesehen. Gelegentlich ließ es sie einen kurzen Blick auf seine Vergangenheit erhaschen: die mumifizierte Maus hinter der Wandvertäfelung; die Spuren des Zimmermannsbeitels auf dem dicken Balken über dem Kamin; die Abdrücke der Katzenpfoten in den Ziegelsteinen neben der Haustür. Forstall wusste alles, was sie getan hatte, und hielt sein Wissen in seinem alten Gebälk unter Verschluss.

Eliza ließ ihren Blick die Fassade hinauf wandern. Das grelle Licht der Sonne zwang sie, ihre Augen zusammenzukneifen. Hinter den zugezogenen Vorhängen, die sich dort oben in der leichten Brise bauschten, schlief Stella.

Ihre Tochter war am frühen Morgen überraschend aus London zurückgekommen. Völlig unerwartet war sie vor der Tür gestanden – mit dem abgewetzten Koffer in der Hand und ihren Go-go-Stiefeln an den Füßen –, und Elizas Verärgerung darüber war ihr wie eine schwarze Spinne den Rücken hinuntergekrochen.

Aber die milde Nachmittagsbrise, die sie sanft umwehte, tat ihr Bestes, um ihren Ärger in Luft aufzulösen. Hier, in dem Garten, angelegt von der Großmutter, die Stella nie kennengelernt hatte, schnitt Eliza Rosen für ihre Tochter als verspätete Willkommengeste. Eine Entschuldigung, von der ihre Tochter nicht wusste, dass sie ihr geschuldet

wurde. Vielleicht gefielen Stella die Rosen. Es war aber auch gut möglich, dass sie sie überhaupt nicht bemerkte.

Eliza nahm einen Zweig zwischen zwei Finger und beugte sich mit ihrer Gartenschere nach vorn. Der Wind frischte auf und nahm für einen Moment den süßen, buttrigen Duft mit sich. Sie zuckte zusammen. Dort, wo der Dorn sie gestochen hatte, quoll ein Tropfen Blut hervor. Der Schock des Schmerzes schickte ihre Gedanken unaufhaltsam auf einen dunklen Pfad. Sie steckte ihren Finger in den Mund und schmeckte den alten Schmerz: die Reue und das Leid, die Stellas Geburt nicht auszulöschen vermocht hatte. Sie atmete scharf ein und fing an, mechanisch und geistesabwesend Rosen zu schneiden.

Mit dem Blumenkorb am Arm ging sie zurück zum Haus. Vor der Haustür blieb sie stehen und las die Inschrift, die in die Türschwelle zu ihren Füßen eingeschnitzt war. Sie lautete: *Meus itineris est perfectus* – Meine Reise ist zu Ende. Sie hatte diese Worte schon tausend Mal gelesen. Für sie hatten sie etwas Beruhigendes an sich, sie waren beständig und immer wahr.

Sie trat in die dämmerige, kühle Halle und blickte die Treppe hinauf. Über dem Absatz spannte sich ein kunstvolles Spinnennetz. Eliza erinnerte sich daran, wie Stella als kleines Mädchen dort immer hinter den dicken Vorhängen gegessen hatte. Wahrscheinlich hatte sie sich für unsichtbar gehalten und gedacht, die Erwachsenen würden nicht merken, dass sie sie heimlich beobachtete. Aber sie konnten immer hören, wie sie da oben vor sich hin plapperte und lustige Unterhaltungen mit sich selber führte.

Die Uhr über dem Kleiderständer tickte zuverlässig vor

sich hin und aus der Küche drang das Geräusch des Radios. Eliza ging zum Spülbecken und füllte eine Vase. Sie blickte durch das geöffnete Fenster, das den Blick auf den Garten hinter dem Haus freigab. Eine Amsel hüpfte über den Rasen, und Morris, ihr Schwiegervater, zeigt ihrer Mutter eine besonders beeindruckende Malve in seiner prächtigen Blumenrabatte. Sie standen im Schatten des Stour-Flügels, der sich entlang der Westseite des Gartens erstreckte, und Eliza konnte ihr leises, vertrautes Gemurmel hören. Beide waren verwitwet und kamen sehr gut miteinander aus. Sie schickte ein kurzes, dankbares Lächeln in ihre Richtung.

Sie und Stella teilten beide das Aussehen ihrer Mutter Mathilde: ein üppiger Mund, dessen Winkel leicht nach unten wiesen, so als ob sie ständig kurz davor wären, ironisch zu lächeln. Aber während sie und Mathilde strahlend blaue Augen hatten, waren Stellas schlammgrün. Es war das dichte rotbraune Haar, das Großmutter, Mutter und Tochter miteinander verband. Mathildes war inzwischen schneeweiß, und ihr eigenes ging unaufhaltsam in diese Richtung. Es war durchzogen von silbernen Fäden, und über ihrer Stirn prangte eine schneeweiße Strähne, die ganz plötzlich da gewesen war, nachdem sie Stella zur Welt gebracht hatte.

Mit der Rosenvase in der einen und einer Tasse Tee für Stella in der anderen Hand durchquerte Eliza die Halle. Als sie am Spiegel vorbeikam, neigte sie ihren Kopf zur Seite und die weiße Strähne leuchtete ihr entgegen.

Auf dem Treppenabsatz stellte sie Vase und Teetasse auf das Tischchen neben Stellas ehemaligem Versteck und nahm sich die Zeit, die gerahmten Fotos an der Wand zu

betrachten. Die Hochzeit ihrer Eltern, gleich nach dem Ersten Weltkrieg. Ihr Vater Richard in Zivil, ihre Mutter in einem Kleid, das ihre Knöchel zeigte. Mathilde hatte Richard kennengelernt, als sie ihn in einem Feldlazarett in der Nähe ihrer Heimatstadt in der französischen Provinz Pikardie gepflegt hatte. Auf dem Foto wirkte er zerbrechlich, ein Schatten seiner selbst. Er hatte das Leben seines Kommandanten, Morris Staveley, gerettet, nachdem dieser von einer Kugel in die Schulter getroffen worden war. Richard hatte Morris geholfen, seine Gasmaske anzulegen, bevor er seine eigene aufgesetzt hatte. Absolut gegen die Vorschrift. Das Gas hatte Richard letztendlich umgebracht. Er, der Held, hatte die beiden Familien zusammengebracht, und er war der Grund, aus dem sie alle hier in Forstall waren. Aber Eliza konnte sich kaum an ihn erinnern.

Morris und Sybil, etwas älter als ihre Eltern, hatten ihre Chance genutzt und 1914 geheiratet, bevor Morris nach Frankreich gegangen war. Sybil war schön gewesen, klug und schlank. Eine beeindruckende Erscheinung, so gut aussehend wie Nicholas. Eliza löste ihren Blick von Sybils markantem Gesicht, das offen der Kamera zugewandt war, und richtete ihre Aufmerksamkeit auf ihren Bruder Martyn. Selbstsicher und mit klarem Blick strahlte er ihr aus dem Bilderrahmen entgegen. Er sah fesch aus in seiner Uniform der Royal Air Force. Seine Schultern waren vor Stolz gestrafft, aber auch wenn er versucht hatte, auf dem Foto förmlich zu wirken, wusste sie, dass er kurz davor gewesen war, vor Lachen loszuprusten. Die Luftwaffe hatte ihn über den Kreidefelsen von Dover abgeschossen. Als Stella klein gewesen war, hatte sie es nicht begreifen können. Sie

hatte Eliza oft gebeten, ihr zu sagen, wo Onkel Martyn sein könnte, wenn er nicht auf dem Friedhof oder im Himmel war.

Es gab kein Foto von Elizas und Nicholas' Hochzeit, weil der Tag ständig von Luftangriffen unterbrochen worden war. Kein Zeugnis ihrer Heirat, und, dachte Eliza, während sie die Vase und die Tasse nahm und in den ersten Stock hinaufstieg, auch kein Zeugnis ihres Ehelebens, da Nicholas den Großteil davon allein im Stour-Flügel gewohnt hatte und dies immer noch tat.

Vor der Tür zu Stellas Zimmer blieb sie stehen. Sie lauschte. Das alte Haus um sie herum knarzte und schien ebenfalls zu lauschen. In der Nachmittagssonne heizte es sich auf und dünstete den trockenen Geruch von Staub und Ruß aus, vermischt mit einem organischen Aroma: Mauerputz, Politur und Mäuse. Aus Stellas Schlafzimmer nahm sie eine leichte Patschuli-Note wahr.

Eliza drückte die angelehnte Tür ein wenig weiter auf und spähte ins Zimmer. In dem schummrigen Licht, das durch den Vorhang drang, konnte sie den lang gestreckten Umriss ihrer Tochter ausmachen, ihr Haar eine dunkle Masse auf dem Kopfkissen. Ein überraschender Anflug von Neid wandelte sich in Empörung. Als sie in Stellas Alter gewesen war, auf dem Höhepunkt des Krieges, wäre es ein Skandal gewesen, mitten am Tag im Bett zu liegen, ganz gleich, wie hart sie in der Nacht gearbeitet hätte. Aber Stella hatte so erschöpft und blass ausgesehen, als sie am Morgen zu Hause angekommen war und mit ihrem Koffer neben den Füßen in der Diele gestanden hatte, so zart wie ein kleines Kind. Der Koffer lag nun offen auf dem Boden,

sein Inhalt verteilt auf dem schäbigen Schaffellteppich neben dem nierenförmigen Frisiertisch. Als sie nach Forstall gezogen waren, hatte Eliza Bezugsscheine für die Möbel in diesem Zimmer gesammelt und zusammen mit ihrer Mutter karierte Vorhänge genäht, sich vernäht und wieder von vorne anfangen müssen.

Auf dem Schreibtisch neben dem Frisiertisch stand Morris' alte Schreibmaschine, die Stella sich unter den Nagel gerissen hatte, und ein Gestell mit Schallplatten. Der Dansette-Plattenspieler, den sie und Nicholas ihrer Tochter zwei Jahre zuvor zu Weihnachten geschenkt hatten und dessen Deckel ein aufgeklebtes Bild der Rolling Stones zierte, befand sich auf dem Boden.

Eliza machte einen Schritt ins Zimmer und zuckte zusammen, als sich die Dielen unter ihrem Fuß beschwerten. Sie stellte die Vase mit den Rosen behutsam auf den Frisiertisch und die Teetasse auf das Nachttischchen. Stella hatte sich unter der Woldecke zusammengerollt und schlief tief und fest.

Eliza blieb ganz still, sie wollte ihre Tochter noch nicht aufwecken. Ihre Aufmerksamkeit richtete sich auf die vier Mucha-Poster an der Wand über dem Bett. Vier mystische Frauen, von denen jede ein Gestirn darstellte, leuchteten im Halbdunkel auf sie herab: der *Mond*, schüchtern und umgeben von verträumten Sternbildern; der schläfrige *Abendstern*; der *Morgenstern*, der seine Augen vor der Helligkeit des Sonnenaufgangs schützte; und der *Polarstern*, unbeweglich und beständig, ein richtungsweisendes Licht.

Seit Stella die Poster, die sie extra in einem Laden in London bestellt hatte, zum ersten Mal auf dem Küchen-

tisch ausgerollt hatte, war sie von ihnen verzaubert. Sie brachten etwas in Eliza zum Klingen: Freiheit und Hoffnung. Das Gefühl, geliebt zu werden. Und in der Zeit, in der Stella weg gewesen war, war Eliza einfach nur in ihr Zimmer gegangen, um die Poster anzuschauen. Muchas Art-nouveau-Kunstwerke, ihre geschwungenen Linien und intime Halbnacktheit waren wieder in Mode gekommen, nun, da London angefangen hatte zu swingen. Neue Klänge kamen aus ihrem Radio. »Psychedelisch, Mum«, hatte Stella ihr erklärt. Aber Eliza hatte nichts für Hippies übrig. Stella hatte zu Recht bemerkt, dass sie ihre Bewegung offensichtlich nicht guthieß, und Nicholas hatte Freude daran gehabt, ihr zu erklären, dass sie sie schlicht und ergreifend nicht *verstand*. Er hatte recht. Die jüngere Generation, mit ihrem selbst ausgerufenen *Summer of Love*, gab ihr das Gefühl, alt zu sein, müde und eifersüchtig. Aber Muchas faszinierender Kunst wurde sie nie überdrüssig. Sie konnte es kaum fassen, dass ihre Strahlkraft und ätherische Schönheit noch vor einer Zeit geschaffen worden waren, in der ihr Vater und Morris ihre Bajonette in den Schützengräben aufgepflanzt hatten.

Eliza zog am Vorhang und ließ ein Dreieck Sonnenlicht herein. Dann setzte sie sich in den Lloyd-Loom-Sessel neben dem Bett. Stella regte sich. Ein langer, blasser Arm kam unter der Decke zum Vorschein und ließ ihre Ungeduld zu Zärtlichkeit schmelzen. Aber sie erlaubte sich nicht, ihre Hand auszustrecken, um sie zu wecken. Die Rosen und der Tee waren genug.

Stella verzog ihr Gesicht und schlug die Augen auf. Als sie ihre Mutter entdeckte, setzte sie sich auf und lehnte sich

an das Kopfteil des Betts. Im helleren Licht wirkten ihre Haare, als ob sie in Flammen stünden.

»Ich dachte, du möchtest vielleicht eine Tasse Tee«, sagte Eliza. »Es ist schon fast vier, und du kannst ja nicht den ganzen Tag im Bett bleiben. Sonst kannst du heute Nacht nicht schlafen. Hast du deine Haare gefärbt?«

»Das ist Henna«, sagte Stella müde, während sie sich ein Kissen hinter den Rücken stopfte und sich ihr feuerrotes Haar aus dem Gesicht strich.

»Es sieht hübsch aus.«

Noch während Eliza das sagte, durchzuckte sie ein heißer Schmerz. Sie musste daran denken, wie Lewis sie in seinen Armen gehalten hatte und in ihr Haar geflüstert hatte. *Wie dicke, goldene, süße Melasse*, hatte er gesagt.

Stella griff nach der Tasse. »Es ist, als ob man sich klebrige, stinkige Erde auf den Kopf schmiert.«

Eliza blickte auf die Kleider, die aus dem Koffer quollen.

»Wie ich sehe, hast du dir neue Kleider gekauft«, sagte sie. »Mir gefällt das Kleid, das du bei deiner Ankunft anhattest. Obwohl es ein wenig zu *mini* ist. So etwas bekommt man in Canterbury nicht. Kaufst du in der Carnaby Street ein? Oder ist es heutzutage die Kings Road?«

Stella nickte kaum merklich, ohne eine der Fragen zu beantworten. Sie nahm einen weiteren Schluck von ihrem Tee.

»Also, was hat dich so überraschend nach Hause geführt? Ich hoffe, du hast das Haus gut abgeschlossen. Du weißt, wie es in London mit den Dieben ist.«

Eliza hörte sich selbst, ihr besorgtes Geplapper. Sie lief Gefahr, Stella zu langweilen und die Kluft zwischen ihnen

weiter zu vertiefen. Sie hatte sie seit sechs Monaten nicht gesehen. Und manchmal hatte sie das Gefühl, sie überhaupt nicht zu kennen. Wie albern; sie musste sich mehr Mühe geben.

Stella hatte sich seit Januar in dem Haus in Hampstead verkrochen, um an einer Karriere als Schriftstellerin zu arbeiten. Das hatte sie ihren Eltern angeboten, als Wiedergutmachung dafür, dass sie durch ihre Prüfungen gefallen war, dass sie das College abgebrochen hatte, dass sie die Erwartungen, die Eliza versucht hatte, nie auszusprechen, nicht erfüllt hatte. Nicholas hatte gesagt, es sei in Ordnung, solange Stella glücklich sei, und Morris hatte gesagt, natürlich solle die Kleine es tun. Auch Mathilde hatte sie dazu ermutigt. Immerhin war London die helle, strahlende Smaragdenstadt. Nur Eliza konnte sich nie ganz damit anfreunden; ihre negativen Gefühle ließen sie stumm bleiben. Stella war voller Euphorie aufgebrochen, aber nun war sie zurückgekehrt – vorzeitig und ohne Erklärung.

»Hast du Beziehungsprobleme?«, fragte Eliza in kühlem, trockenem Ton.

Stella setzte ihre Teetasse ab. »Nein, nichts dergleichen.«

»Du hast doch nicht etwa angefangen, Drogen zu nehmen, oder?«

Stella warf ihren Kopf in den Nacken und lachte laut auf. »O Mum, ich versuche, Schriftstellerin zu werden. Dazu brauche ich einen klaren Kopf.«

»Ich frage nur, weil man überall in den Zeitungen davon liest.« Sie kam sich albern vor. Jetzt gab sie sich zu viel Mühe. »Erst kürzlich hat dein Vater einen Artikel über Ma-

rihuana in der *Times* gelesen. Darin stand, dass es den kreativen Prozess unterstützen könne.«

»Ja, wenn man ein berühmter Popstar ist«, meinte Stella.

Eliza spürte Stellas wachen Blick auf sich ruhen, sah die Unschuld in ihrem Gesicht. Sie merkte, dass sie ihre Hand nach ihr ausstrecken, sie in den Arm nehmen wollte.

»Also ...« Ihre Stimme klang ganz dünn vor Sorge. »Warum bist du dann nach Hause gekommen?«

Stella stöhnte und rutschte wieder ins Bett hinunter. Sie rollte sich wie ein Fötus zusammen und schloss ihre Augen. Ihr dichtes Haar verbarg ihr Gesicht.

»Mum, ich habe Heimweh bekommen. Ich wollte einfach nur hier sein. Ich weiß, dass du dich fragst, warum ich noch keinen Bestseller veröffentlicht habe.« Ihre Stimme klang dumpf, erschöpft und rau. »Alles, was ich habe, ist ein abgelehntes Manuskript und ein paar Schecks für die Geschichten, die ich für das lokale Schmierblatt *Ham & High* geschrieben habe. London swingt nicht besonders, weißt du, wenn man kein Geld hat.« Sie öffnete ihre Augen und Eliza war erschüttert von ihrer Farbe. Sie war wie die seine.

Stella brach das Schweigen. »Ich liebe Forstall, so einfach ist das. Die ganzen Geschichten, die Grandpa mir darüber erzählt hat. Ich habe mich an sie erinnert, als ich allein war und durch dieses düstere Haus in London gestreift bin, während ich eigentlich schreiben sollte. Wie alt Forstall ist. Wie Queen Elizabeth I. einmal hier übernachtet hat ...«

Eliza zog eine Augenbraue hoch und stimmte in das Kochen ihrer Tochter ein.

»Und ich habe erkannt, Mum, wie wichtig mir mein Zuhause ist. Und die Geschichte von Grandpa Morris und Grandpa Richard. Wie sie sich im Ersten Weltkrieg begegnet sind. Das sind meine Wurzeln. So bin ich entstanden ...«

Eliza stand abrupt auf und ging zum Fenster. Sie zog die Vorhänge zurück und drückte den Fensterflügel weiter auf. Der Rosengarten unten verschwamm in den Tränen, die sich in ihren Augen sammelten.

»Ich habe die ganze letzte Nacht hindurch geschrieben. Über meine beiden Großväter«, erklärte Stella. »Und als es zu dämmern begonnen hat, habe ich auf den Park hinaugeschaut und ohne groß nachzudenken entschieden. Ich hab meinen Koffer gepackt und mich auf den Weg nach Hause gemacht. Ich habe den Milchzug genommen.«

»Es ist ziemlich einsam dort, oder?«, sagte Eliza leise und versuchte, ihre Tränen zurückzudrängen. »Ich habe mich die ganze Zeit schon gefragt, ob es so klug ist, dass du dort ganz alleine wohnst.«

Sie dachte an das hoch aufragende Stadthaus mit Blick auf den Park. An die Zeit, die sie nach Ende des Kriegs dort verbracht hatte, in dem Versuch, ihre Seelenqual zu lindern, in der Hoffnung, dass Lewis' Geist sie trösten würde, denn wenn er irgendwo war, dann ganz sicher in Hampstead. Verzweifelt und allein in einer Stadt voller Fremder hatte sie versucht, nach ihrem Zusammenbruch – den ihre Familie totschwieg – wieder auf die Beine zu kommen.

»Ha, Mum, fast hätte ich es vergessen!« Stella, plötzlich voller Energie, sprang mit wallendem Nachthemd aus dem Bett. Sie kniete sich neben ihren überquellenden Koffer

und strich sich die Haare hinter die Ohren. Sie wühlte im Koffer herum und zog eine ramponierte Fellmütze und kleine, fleckige Kinderhandschuhe hervor. »Schau mal, was ich gefunden habe. Das müssen deine sein, oder?«

»Nein, nicht meine«, sagte Eliza aus Reflex, ohne die Sachen wirklich anzuschauen. »Wir haben das Haus in den Fünfigern doch jahrelang vermietet gehabt. Wahrscheinlich gehören sie irgendwelchen Mietern. Sie können in die Kleidersammlung.«

»Ah, aber was ist damit?«

Stella holte etwas aus ihrer Handtasche. Mit einem Ring zwischen ihren Fingern ging sie zu Eliza. Das schlichte, rotgoldene Schmuckstück glänzte aggressiv im Sonnenlicht.

»Ich habe ihn ganz hinten im Wäscheschrank gefunden. Vielleicht ist er jemandem vom Finger gerutscht, als er oder sie die Handtücher eingeräumt hat. Sieht aus wie ein Ehering.«

Eliza hielt ihre linke Hand hoch. »Nun, es ist ganz sicher nicht meiner«, meinte sie und versuchte verzweifelt, sich nicht anmerken zu lassen, wie sehr sie der Anblick nach all den Jahren aus der Fassung brachte.

Sie zwang sich dazu, sich wegzudrehen und sich die Mütze und Handschuhe genauer anzusehen.

»Wenn ich es mir recht überlege, *müssen* die mir gehören. Oh, man kann die Mottenkugeln riechen. Die Handschuhe würden mir jetzt nicht mehr passen. Ich hatte früher so zarte, schmale Hände. Ich habe aber immer noch schmale Füße. Füße verändern sich normalerweise kaum. Wie altmodisch diese Mütze ist. Unglaublich, dass ich sie tatsächlich einmal getragen habe ...«

»Ich frage Dad wegen des Rings. Vielleicht weiß er mehr.«

Eliza wandte sich von ihr ab und ging zur Tür.

»Stella, am besten ziehst du dich jetzt an. Grannie macht Käsetoast für dich. Dein Lieblingsessen.«

Sie wollte das Zimmer so schnell wie möglich verlassen, um Stellas Fragen zu entkommen, und machte einen Schritt zur Tür hinaus.

»Hübsche Rosen, Mum.« Stellas Worte ließen sie abrupt stehen bleiben. »Ich habe sie gerochen, als du sie hereingebracht hast. Sie haben mich aufgeweckt. Ich habe von Onkel Martyn geträumt.«

Ein Geräusch unterbrach Stella. Es hörte sich an wie ein laufender Wasserhahn, ein feiner Wasserstrahl. Es war eine willkommene Ablenkung, denn es bedeutete, dass Eliza zumindest einen Moment lang aufhören konnte, an das Haus in Hampstead zu denken. Und an den Ring. Sie drehte sich zum Fenster.

»Regnet es?«

Aber der Himmel war wolkenlos, die Sonne strahlte. Sie folgte Stellas Blick zum Kamin, wo in einem dünnen Faden Gipsstaub aus dem Schornstein in die Feuerstelle rieselte. Plötzlich wurde der Faden dicker, und Teile des Verputzes und des Mauerwerks mischten sich darunter. Sie prasselten wie Hagelkörner herunter, prallten von den Bodendielen ab und wurden in die Ecken des Zimmers geschleudert.

Eliza schrie auf. »Um Gottes willen, der Schornstein ist eben erst gekehrt worden!«

Beide eilten zur Tür, als das furchterregende Crescendo

in einer dichten Rußwolke gipfelte, die sich rasch im Zimmer ausbreitete.

»Was zum Teufel ...?«

»O mein Gott, sieh dir das an.«

Als der Staub sich ein wenig gelegt hatte, ging Stella barfuß zum Kamin. Auf Zehenspitzen bewegte sie sich über Mauerbrocken und Schutt und verzog vor Schmerz das Gesicht, während sie versuchte, mit ihren Händen die Staubschwaden zu vertreiben.

»Was zur Hölle tust du da?« Eliza zog ihr Taschentuch aus dem Ärmel und hielt es sich über die Nase. »Du verletzt dir die Füße. Gott, ich hasse Staub.«

»Ich habe etwas fallen gehört.«

»Ja, es klang, als ob der halbe Schornstein heruntergefallen wäre!«

Stella kauerte sich nieder und stupste vorsichtig gegen einen Klumpen, der zwischen den Trümmerteilen lag.

»Ich glaube, es ist ein toter Vogel.«

Eliza stieß einen angeekelten Seufzer aus.

»Ich glaube, es ist eine Taube«, meinte Stella. »Schwer zu sagen. Wer weiß, wie lange sie schon da oben gewesen ist. Sie ist ziemlich mumifiziert.«

»Das reicht.«

Eliza ging zur Treppe und rief nach Nicholas. Ihr Schrei zerriss den zerbrechlichen Frieden im Inneren des Hauses.

Sie wartete angespannt, bis sie ihn von ferne antworten hörte, dann ging sie zurück zur Tür. Sie sah, wie Stella den toten Vogel an einer Flügelspitze hochhob. Sie hielt sich am Türrahmen fest, angeekelt, als ihre Tochter den Vogel aus dem Trümmerhaufen zog und auf den Kaminsims legte. Es

war ein weiteres Geheimnis, ein weiterer Hinweis auf die Vergangenheit, wie die mumifizierte Maus, die Forstall wieder von sich gegeben hatte. Sie hörte Nicholas' Schritte auf der Treppe hinter sich. Er schob sich an ihr vorbei und blieb mitten im Zimmer stehen.

»Ach herrje, was für eine Sauerei!«

»Sieh dir das an, Dad«, sagte Stella munter. Sie winkte ihn aufgeregt zu sich. »Schau, was ich gefunden habe.«

Nicholas trat zu ihr, unbeeindruckt von dem Minenfeld aus Geröll, beugte seinen großen Körper und stützte sich auf den Knien ab. Sein Gesicht war vor Anstrengung gerötet, das helle Haar auf seinem fast kahlen Kopf zerzaust. Er blickte durch seine Brille, dann nahm er sie ab, um besser sehen zu können.

»Großer Gott! Da ist eine Bakelit-Kapsel an ihrem Bein befestigt. Erinnerst du dich an sie, Eliza? Es muss sich um eine Brieftaube handeln.«

Sie presste ihr Taschentuch fester über ihren Mund. So flach atmend wie möglich trat sie vorsichtig einen Schritt näher.

»Ich glaube, es ist tatsächlich eine«, sagte Nicholas hustend und versuchte, den Staub vor seinem Gesicht wegzuwedeln. »Muss eine von Castles Tauben sein. Hat sich wohl auf dem Heimweg verirrt und ist in unserem Schornstein stecken geblieben.«

Eliza protestierte. »Aber das war doch mit Ende des Krieges vorbei. Kann sie tatsächlich so lange dort gewesen sein?«

»Wer ist Castle?«, wollte Stella wissen.

»Erinnerst du dich nicht an ihn?«, fragte Nicholas.
»Nein, wahrscheinlich nicht.«

»Gott sein Dank erinnert sie sich nicht«, murmelte Eliza.

»Ihm gehörte die Farm die Straße hinunter, in der Nähe von Wickhambreaux«, sagte er. »Er hielt während des Kriegs Brieftauben. Wurden zur selben Zeit vom Kriegsministerium beschlagnahmt wie der Stour-Flügel. Inzwischen ist er natürlich tot. Und seine Tochter Jessica ebenfalls, glauben wir.«

»Ihr *glaubt?*«, fragte Stella, drehte sich aber, ohne auf eine Antwort zu warten, zurück zu der Taube.

Eliza konnte nicht atmen. Ihr Blut stockte, während eine lange Reihe verstörender Erinnerungen vor ihrem inneren Auge vorbeizog. Ihre Hände wurden kalt, ihre Finger zitterten. Sie knüllte ihr Taschentuch in ihrer Faust zusammen und zwang sich dazu, vorwärts zu gehen, sich ihren Weg durch den Schutt auf dem Zimmerboden zu suchen, um sich den merkwürdigen Behälter, der an dem Vogel befestigt war, näher zu betrachten.

Stella löste eifrig die Kapsel vom Bein der Taube, das augenblicklich zu Staub zerfiel. »Ich frage mich, ob eine Nachricht drinsteckt ...«

Geschickt nahm sie den Deckel von dem Behälter. Das Ende eines zusammengerollten Zettels kam zum Vorschein. Sie gab einen entzückten Laut von sich und fing an, ihn herauszuziehen.

»Sei vorsichtig«, sagte Nicholas. »Das Papier ist sicher alt und brüchig. Sieht in meinen Augen definitiv so aus, als würde es aus Kriegszeiten stammen. Was meinst du, Eliza?«

Sie machte einen Schritt zurück, schweigend und ohne zu blinzeln, während ihre Tochter die Nachricht aus der Kapsel zog und hochhielt.

»Bring sie zum Fenster, da ist mehr Licht«, wies Nicholas sie mit sich vor Aufregung überschlagender Stimme an. »Mein Gott, da werden Erinnerungen wach, oder? Die Brieftauben des alten Castle. Nachrichten von der Résistance. Großartig.«

Elizas Erinnerungen wurden klarer. Sie flüsterte: »Die Nachrichten ...«

Stella wandte ihr kluges Gesicht Eliza zu. »Natürlich. Mum, du sprichst fließend Französisch wegen Grannie. Warst du involviert? Du musst es gewesen sein. Hast du die Nachrichten übersetzt?«

Eliza brachte keinen Ton heraus. Im Geist war sie wieder im Krieg. Sie erinnerte sich an die langen Tage, die sie damit zugebracht hatte, Nachrichten zu entschlüsseln, während das Morsegerät im Salon des Stour-Flügels die ganze Nacht hindurch klopfte. Austausch von Informationen. Begrabene Geheimnisse. Auf Messers Schneide zwischen Leben und Tod. Lewis, der sie in den Armen hält, seine Hände tief in ihrem Haar vergraben.

»Uns wurde gesagt, dass wir niemals darüber sprechen dürfen«, sagte sie mit leiser, erstickter Stimme. »Deshalb werde ich es auch jetzt nicht tun.«

Stella, die ihr offensichtlich gar nicht mehr zuhörte, konzentrierte sich darauf, die beiden zusammengehefteten Blätter auseinanderzurollen. Mithilfe ihrer Hände breitete sie sie auf ihrem Frisiertisch aus.

Eliza starrte darauf. Sie erkannte sofort, was Stella da vor sich hatte. Das war keine gewöhnliche Nachricht. Dieses Dokument war so wertvoll, dass sein Verlust während des Krieges als absolute Katastrophe gegolten hatte. Und sie

hatte dieses Dokument geschaffen, hatte nächtelang daran gearbeitet. Es war in einem Safe verwahrt worden, nur eine Handvoll Leute hatte von seiner Existenz gewusst. Und die ganze Zeit über war es hier gewesen, eingeklemmt im Schornstein über dem Schlafzimmer ihrer Tochter. Und sie hatten es nur entdeckt, weil sie beschlossen hatte, den Kamin kehren zu lassen, um sich rechtzeitig auf die ersten Feuer des Herbstes vorzubereiten. Elizas Haut fing an zu brennen. Kalter Schweiß brach ihr aus und überzog ihre Kopfhaut.

Nicholas hob das Dokument hoch, um es zu untersuchen. »Das ist ja wirklich außergewöhnlich.«

Das hauchdünne, transparente Deckblatt trug ein Gitter, auf dem verschiedene durch Linien miteinander verbundene Punkte markiert waren und an ein Sternbild erinnerten. Darunter befand sich eine Generalstabskarte von Kent. Und quer über das obere Rasterblatt hatte jemand eine Nachricht gekritzelt. Mit verblasster Tinte geschriebene Druckbuchstaben, die sich ein wenig zur Seite neigten.

»Diese Nachricht ist nicht verschlüsselt. Sie ist auch nicht auf Französisch«, sagte Nicholas und besah sie sich genauer. »Sie ist in gutem altem Englisch geschrieben, ah ...« Er sog Luft durch die Zähne ein und blickte fragend zu Eliza auf.

Mit verschwommenem Blick sah sie ihren Mann an. Sie fasste sich mit einer Hand an den Hals, um das Schluchzen zu unterdrücken, das in ihrer Brust, ihrem Hals, ihrem Gesicht aufstieg und ihr die Luft zum Atmen nahm.

»Weißt du, was das ist?«, fragte er.

Sie nahm das Dokument aus seiner Hand und hielt es in ihren zitternden Fingern. Ihre Karte. Ihre Sternkarte. Am Ende der handgeschriebenen Nachricht stand ein Wort. Keine Gruß oder Code. Nur ein Wort. Lewis. Sie schlug eine Hand vor den Mund.

»Er hat es getan«, flüsterte sie. »Er hat es *versucht* ...«

»Wer hat *was* getan«, wollte Stella wissen. »Wer, Mum?«

Ihr Inneres wurde plötzlich ganz leer. Mit voller Wucht wurde sie in die Vergangenheit zurückkatapultiert, in eine Zeit, in der sie aus tiefstem Herzen, leidenschaftlich, bedingungslos geliebt worden war. In eine gefährliche, wundervolle Zeit, in der Schuld und Verlangen sie gleichermaßen in Fesseln geschlagen hatten. *Man hatte ihr gesagt, dass sie niemals darüber sprechen dürfe.*

Die Karte zitterte, als sie sie wieder ins Licht hob, und die Leere in ihr füllte sich mit einem wilden, unsinnigen Gefühl des Triumphs. Sie las Lewis' Nachricht immer und immer wieder. Endlich, die Wahrheit.

TEIL I

Der Mond
»Der nur ein Gesicht zeigt«

Eins

Eliza, 1939

Eliza stieg auf den Zaunübertritt und wartete auf die anderen beiden. Wie vertraut ihre diese Aussicht war, der Teppich aus Feldern und Plantagen. Sie erklimmte eine weitere Leitersprosse und schirmte ihre Augen ab, um dem mäandrierenden Lauf des Little Stour zu folgen, der sich träge zwischen Schilf und Weiden dahinwand. Locker angeordnete Reihen von Büschen und Bäumen markierten den Verlauf der Feldwege, Haupt- und Nebenstraßen. Die weißen Spitzen der Hopfendarren und Backsteingiebel der Farmhäuser lugten dazwischen hervor. Wenn sie sich auf die Zehenspitzen stellte, konnte sie in der Ferne den Turm der Kathedrale von Canterbury ausmachen, bis zum Ende ihrer Welt sehen.

Das Obst in den nahe gelegenen Obstgärten war erntereif. Gedrungene Bäume, schwer behangen mit den Äpfeln des sich dem Ende zuneigenden Sommers, standen in ordentlichen Reihen, die Früchte leuchteten wie Juwelen. In den Hopfenplantagen hingen die fedrigen Dolden von den Rankgestellen und wiegten sich schimmernd in der leichten Brise. Eine Amsel rief ihr aus dem Hagedorn zu und erfüllte die Luft mit ihrem Lied. Der Vogel war Teil ihrer Welt, die nicht besonders groß war. Denn wie jeden Tag spielte sich ihr Leben in demselben kleinen Dreieck ab. Normalerweise bewegte sie sich zwischen ihrem im Schat-

ten der Kathedrale gelegenen Haus in Nunnery Fields, der Sekretärinnenschule am Rande der Stadt und Forstall Manor, wo sie Nick und die Staveleys besuchte. Heute, am Sonntag – wie an jedem anderen Sonntag auch –, war sie mit Maman und Martyn in Canterbury in den Bus gestiegen, um zum Essen nach Forstall zu fahren. Aber heute gab es eine Abweichung von ihrer üblichen Routine: Obwohl morgen Montag war, hatte Nicks Mutter Sybil sie eingeladen, über Nacht zu bleiben.

Eliza fragte sich, wo die anderen blieben, und spähte den Reitweg entlang. Martyn trottete auf sie zu, er wirkte jetzt schon gelangweilt. Sein Hemd hing aus der Hose; eine Hand hatte er lässig in die Hosentasche gesteckt, in der anderen trug er den Koffer, der immer wieder gegen sein Knie stieß. Er kam ziemlich schief daher. Am Tag zuvor hatte er sich die Haare schneiden lassen, und Eliza konnte die rasierte weiße Linie im Nacken und über den Ohren erkennen, die die Bräune seines langen und unbeschwerten Sommers zur Geltung brachte.

Mathilde, ihre *Mamam*, folgte ihm. In ihrem besten Sonntagskleid und mit der Handtasche am gebeugten Arm wirkte sie so würdevoll wie immer, obwohl es sie einige Anstrengung kosten musste, sich mit den hohen Absätzen auf dem unebenen Weg fortzubewegen. Ihr Kopftuch war eher weniger kleidsam. Eliza gefiel es besser, wenn ihre Mutter keine Kopfbedeckung trug und man ihr wunderbar üppiges Haar sehen konnte. Denn dann fielen die Jahre einfach von ihr ab.

»Kommt schon, ihr beiden«, rief sie. »Mamam! Martyn! Wir haben es gleich geschafft.«

Ihr Bruder stieß einen Pfiff aus in dem Versuch, die Amsel nachzuahmen. Mit schief gelegtem Kopf wartete er auf eine Antwort. Als keine kam, verzog er verärgert das Gesicht. Er merkte, dass Eliza ihn beobachtete, und tat so, als ob er stolpern würde, sie fiel aber nicht auf ihn herein. Er nahm den Koffer in die andere Hand und zog mit düsterer Miene seinen Fuß durch die Wagenspur.

»Denk doch mal nach, Martyn«, versuchte sie ihn aufzumuntern. »Auntie Sybil hat vielleicht deinen Lieblingskuchen gebacken.«

»Sag mir nicht, über was ich nachdenken soll«, fuhr er sie wütend an, »vor allem nicht, wenn ich gerade *selber* mit Nachdenken beschäftigt bin.«

»Ist es mal wieder schwierig mit ihm?«, fragte Mathilde, die inzwischen aufgeholt hatte.

»Es überrascht mich, dass du überhaupt fragst«, entgegnete Eliza. Dann wandte sie sich an ihren Bruder und wollte von ihm wissen, was genau *so* wichtig war, dass er darüber nachdenken musste.

»Das ist meine Privatsache, aber wenn du es unbedingt wissen willst ...« Seine Augen funkelten wütend unter seinem ihm in die Augen hängenden Pony hervor. Offensichtlich hatte er den Friseur gebeten, sein Haar nur hinten und an den Seiten zu kürzen, vorne aber lang zu lassen. »Ich habe mich gefragt, wie oft wir wohl in all den Jahren diesen schönen Weg hier entlanggestolpert sind. Es dauert jedes Mal eine Ewigkeit, bis wir in Forstall sind. Die endlose Warterei auf den Bus in der Stadt, die endlose Schaukelei über langweilige Landstraßen. Und dann noch dieser endlose Fußweg.«